

## Zum 15. September 1912.

### Liebe Schüler!

Im 2. Heft der Lüneburgschen Museumsblätter vom Jahre 1905 hat der verdiente Leiter unseres Archivs und Museums Herr Dr. Reinecke in einer längeren Untersuchung festgestellt, daß der 15. September 1406 als der Gründungstag des Johanneums zu betrachten ist.

Wir haben dann also gestern den 506. Geburtstag unserer Schule gefeiert.

Ihr wißt alle, daß die Zahl derjenigen Schulen in Provinz und Monarchie, die auf ein so stattliches Alter zurückblicken vermögen, nur klein ist. Mir scheint es deshalb eine Pflicht der Pietät gegenüber der Schule, an der wir tätig sind und der ihr so wichtige Einflüsse fürs Leben verdankt, zu sein, dieses Tages künftighin besonders zu gedenken, treu dem vielcitierten und nicht immer richtig verstandenen Wort Goethes:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,

Erwirb es, um es zu besitzen.

Freilich, wenn man unsere Schule vergleicht mit anderen gleichen Alters, so liegt der Antrieb, sich der Betrachtung ihrer Geschichte zuzuwenden, bei uns nicht so nahe wie anderswo. Andere Schulen hausen oft noch in den Räumen alter Klöster, aus denen sie hervorgegangen sind: uralte Kreuzgänge lenken die Aufmerksamkeit täglich zurück in die Zeiten des Anfangs, durch Bau- und Kunstwerke reicht die Vergangenheit in die Gegenwart hinein, in Namen und Bräuchen lebt graues Altertum fort in der lebendigen Gegenwart. Das ist hier bei uns nicht der Fall: das Haus, das wir jetzt bewohnen und zu erweitern beschäftigt sind, ist reichlich 40 Jahre alt; das frühere Schulgebäude, in dem jetzt noch die Vorschulen untergebracht sind, ist noch nicht 100 Jahre alt: das einzige Gebäude, das an höheres Alter gemahnt, unsere Turnhalle, der Kaland, hat ursprünglich

mit der Schule nichts zu tun gehabt. Wie früher die Schule ausgesehen hat, wissen wir nicht; es läßt sich nur das eine feststellen, wie mir Dr. Reinecke mitgeteilt hat, daß seit etwa 1480 das Johanneum immer an der Nordseite der Johanniskirche gelegen hat, also doch wahrscheinlich auf dem Grundstück der jetzt noch vorhandenen Schule. Ihr werdet alle schon einmal alte Bilder unserer Stadt studiert haben und verwundert bemerkt haben, wie viel von Spuren der Vergangenheit besonders das letzte vergangene Jahrhundert, man sieht nicht recht ein weshalb, beseitigt hat. Da ist nicht verwunderlich, daß auch die Reste der alten Schulgebäude haben weichen müssen. Und auch in den inneren Einrichtungen der Schule hat sich so gut wie nichts erhalten, das nur der pietätvollen Anhänglichkeit an die Vergangenheit seine Fortdauer verdankte. Ja, der Name erinnert noch an die alte Verbindung mit der Johanniskirche, auch Einrichtungen wie die des Tintengeldes und einiger Stipendien führen noch in alte Zeit zurück: aber in Lehrverfassung und Unterrichtsbetrieb ist das Mittelalter bei uns völlig geschwunden. Wir unterscheiden uns nirgendwo von anderen modernen Schulen; man würde also da nach Spuren hohen Alters vergeblich suchen. Höchstens in 2 Einrichtungen kann man die Vergangenheit fortwirken sehen: daß unser Schulfest am Sedantage so sehr getragen ist vom teilnehmenden Interesse der Stadt mag seinen Grund darin haben, daß es uralter Brauch an der Schule war, im September zur gemeinsamen Feier in den Wald hinauszuziehen; und dann: unser Kirchenchor. Bei der Gründung der Schule war einer der lebhaftesten Wünsche, der sich geltend machte, der, einen Chor für den Gottesdienst in der städtischen Patronatskirche an St. Johannes zu schaffen.

Sonst ist, wie gesagt, alles, was äußerlich an hohes Alter gemahnen kann, dem nivellierenden Einfluß der Zeit zum Opfer gefallen.

Aber, wenn somit auch die äußeren Anreize, die Vergangenheit der Schule zu erforschen, hier gering sind, die innere Notwendigkeit solche Forschungen zu treiben ist darum nicht minder stark und auch nicht der Gewinn, der sich für uns Gegenwartsmenschen aus der Betrachtung der Vergangenheit ergibt. Abgesehen davon, daß solchen Forschungen hier in Lüneburg Dank der Reichhaltigkeit des Archivs und der Bibliothek an Urkunden besonders ergiebiger Erfolg winkt: aus der Natur unserer Schule selbst ergibt sich m. E. die Notwendigkeit solchen Untersuchungen Freunde zu erwecken. Die Aufgabe der höheren Schulen ist, diejenige junge Mannschaft heranzubilden, die nachher imstande ist, die geistige Führung der Nation zu übernehmen. Wir Deutschen haben als tüchtigste Vorbereitung für diese verantwortungsvolle Aufgabe angesehen, den Schüler zu gewöhnen durch langjährige Beschäftigung mit Wissensgebieten die an sich der praktischen Verwertung auf dem Markte des Lebens sich entziehen, sich in den Dienst einer dem persönlichen Eigennutz entrückten Idee zu stellen. Und diese Idee ist die historische Einsicht, wir sollen lernen nicht nur was ist, sondern vielmehr warum es ist und geworden ist, wie es ist. Verständnis der Vergangenheit ist nötig, um das Tempo für die Entwicklung der Zukunft richtig abmessen zu können.

Das kann man natürlich lernen an jeder Wissenschaft, an der Sprache ganz vorzüglich, auch an der Geschichte, aber auch an Mathematik und Naturwissenschaft. Am wirksamsten aber prägen sich dem Gedächtnis diejenigen Lehrbeispiele ein, an denen der hinter dem Beispiel steckende Gedanke am lebendigsten den Menschen berührt. Und das ist offenbar die Beschäftigung mit dem, was einen täglich nahe berührt. Ein Beispiel mag verdeutlichen, was ich sage: wir können an der Hand der Karte immer leicht lernen, daß London oder Paris oder Rom als Handelsplätze angelegt sind, soweit von der Mündung des Flusses ins Meer entfernt, wie der Zug der Schiffe flüßaufwärts möglich war. Aber wer etwa in Hamburg zur Zeit der Flut beobachtet hat, wie die Kraft des Stromes bis an die Stelle herantreibt, wo das jetzige Hamburg liegt, der wird mit elementarer Deutlichkeit das Gesetz persönlich erleben, das zu gewinnen er lernen soll.

Deshalb liegt es im eigentlichsten Interesse der höheren Schule, sich alles zu Nutzen zu

machen, das in der unmittelbaren, greifbar nahen Umgebung imstande ist, die Erkenntnis des historischen Werdens zu wecken.

Dem, so wünsche ich, möge die künftighin regelmäßig sich wiederholende Feier des Geburtstages unserer Schule dienen: nicht nur sich selbst Zweck, weil jede Forschung interessant ist, sondern als eindringliche Förderung dessen, was wir als Gesamtergebnis unserer Schularbeit betrachten: des historischen Denkens.

Bei unserer heutigen, ersten Feier möchte ich die Aufmerksamkeit lenken auf die Vorgänge, die zur Gründung unseres Johanneums führten.

Will man das Wirken der Kräfte, die damals sich beteiligten, würdigen und ermessen können, so muß man sich erst bewußt von der allzuleicht sich eindrängenden Vorstellung frei machen, als ob es in der Vergangenheit so hätte sein müssen, wie es uns heute vertraut ist und deshalb leicht als einzig vernünftig erscheint.

So einfach, wie heute sich die Gründung einer neuen Schule abspielt, war es vor ca. 500 Jahren nicht. Will heute eine Stadt eine höhere Schule gründen, so ist ihr der Weg klar vorgezeichnet: hat sie sich selbst gegenüber die Frage der Notwendigkeit bejaht, so muß sie die Bedingungen erfüllen, die der Staat aufstellt für die Genehmigung der Schule. Ist das geschehen, so ist alles übrige Formsache, die sich im regelmäßigen Geschäftsgang von selbst erledigt. Das liegt darin, daß die Gesetzgebung so weit ausgebildet ist, daß sie für die normalvorkommenden Verhältnisse unzweideutige Anweisung gibt.

Aber bis wir zu den jetzigen klaren und übersichtlichen Verhältnissen gelangten, dazu war ein langer mühseliger Weg mit schweren Kämpfen zurückzulegen.

Die Not, die zu überwinden war, bis man zu diesem Ziel gelangte, die mag die Schilderung der Verhältnisse, wie sie zur Zeit der Gründung des Johanneums lagen, verständlich machen.

Im frühen Mittelalter hatte ein unmittelbares und eigentliches Interesse daran, dass Schulen bestanden, nur die Kirche: sie gebrauchte Leute, die Latein verstanden und etwas Bildung besaßen, um den Gottesdienst richtig und würdig besorgen zu können. Daneben war wünschenswert, zur wirkungsvolleren Ausgestaltung des Gottesdienstes — es gab ja damals nur die katholische Konfession — einen Kirchenchor zur Hand zu haben, der bei Messen und Vigilien, bei Totenfeiern und Kirchenfesten mitwirken konnte. Die politische Macht des Staates brauchte in erster Linie tapfere Ritter und Krieger, und denen galt

Lernen für Beeinträchtigung ihrer männlichen Tugenden. Den Beamten der Kanzlei lieferte die Kirche und sonst brauchte man kaum Gebildete. So kommt es ganz natürlich, daß das Schulwesen völlig in der Hand der Kirche lag; der Staat war an ihm nur mittelbar interessiert, insofern ihm von Wichtigkeit war, daß die Kirche, die das stärkste Bindemittel der staatlichen Gemeinschaft war, in gesunder Kraft gedeihen konnte.

Erst als die politische Macht mit der kirchlichen in schwere Kämpfe geriet, bildete sich das Bedürfnis nach einem dem Laienstand angehörigem Beamtentum aus: erst seit den Hohenstaufen gibt es nichtgeistliche Beamte, die in der Kanzlei erst zu Ludwigs des Baiern Zeit von beträchtlichem Einfluß waren. Das schloß aber natürlich nicht aus, daß das Schulwesen durchaus in geistlicher Hand verblieb: es gab eben neben den zu Klerikern bestimmten Schülern auch Nichtgeistliche, die beide gleichem Bildungsgang unterworfen waren. Da die geistlichen Schüler im Internat erzogen wurden, bildeten sich besonders in den Städten daneben auch Externate aus. Die weltlichen Herren waren insofern mit den Schulen verbunden, als sie als Patrone der Kirchen und Klöster für die äußere Sicherheit der Schulen und ihrer Einkünfte, für Gebäude und Rechte zu sorgen hatten. Das müssen wir uns klar machen: was jetzt unser Schulwesen bis in die letzte Anordnung durchdringt, daß die Schule ein Monopol des Staates ist, das war damals ein Gedanke, den keiner fassen konnte, weil es ihn noch nicht gab.

So ist es selbstverständlich auch in Lüneburg gewesen.

Im Jahre 956 — am 15. August — wird die Stadt zuerst erwähnt; existiert hat sie natürlich schon vorher, angelehnt an die Burg auf dem Kalkberg, an die sich wiederum ein Benediktiner-Kloster, das den heiligen Michael als Schutzpatron verehrte, anschloß. So ist hier auch eine Schule gewesen, mit Internen und Externen, auch schon dann, wo Urkunden noch nichts davon melden. Ob auch sonst noch an Kirchen der Stadt — wahrscheinlich kommt aber nur die Johanniskirche in Frage — sich Schulen angegliedert haben, wissen wir nicht, aber es ist sehr wohl möglich, denn seit dem Fall Bardewiks im Jahre 1189 entwickelte sich die Stadt bedeutend. Wenn es aber eine solche Schule gegeben hat, so unterschied sie sich doch sehr von der Schule beim Michaeliskloster.

Das Michaeliskloster war mit dem auf der Burg residierenden Herrscherhaus besonders nah

verbunden: zuerst den Billunger Grafen, hernach auch den welfischen Herzögen, denn in der Kirche des Klosters bereiteten sie sich an besonders geweihter Stelle ihr Grab und sorgten über den Tod hinaus durch Kirchenfeierlichkeiten für das Seelenheil ihrer Angehörigen. So statteten sie das Kloster reichlich aus mit Rechten und Pfründen, sodaß es schon früh eine stattliche Anzahl geistlicher Herren besaß.

Das war auch für die Schule wichtig: an Lehrkräften war nach Zahl und Tüchtigkeit kein Mangel. So schloß sich an die Klerikerschule naturgemäß eine Externenschule an, woran die andern Kirchen nicht hätten denken können.

So mag es lange Zeiten zu allgemeiner Zufriedenheit gewesen sein. Wir erfahren von der Schule zuerst durch eine merkwürdige, im Kgl. Staatsarchiv zu Hannover aufbewahrte Urkunde. Der Herzog Wilhelm — ein Welfe — bestätigte im Jahre 1353 eine letztwillige Verfügung seines Vorgängers in der Herrschaft, der zugleich sein Onkel war, Otto, wonach dem Kloster zu St. Michael die Schule eigentümlich vermacht wird, ihm alle Vorteile, die die Schule bringen kann, zugesichert werden gegen die Verpflichtung, für die verstorbenen Mitglieder des Herrscherhauses Seelenmessen zu lesen, und dann, um die Erfüllung dieser Pflicht zu sichern, das Recht verliehen wird, als einzige Schule in der Stadt Bürgerkinder unterweisen zu dürfen. Die Schenkung dieses Rechts wurde, wie aus späteren Akten hervorgeht, zunächst geheim gehalten.

Die Urkunde ist von großem Interesse, nicht nur wegen dessen, was sie sagt, sondern ebenso sehr wegen dessen, was sie nicht erwähnt.

Daß die Mönche von St. Michael von ihren Bestimmungen unterrichtet gewesen sind, ist selbstverständlich. Sie müssen also 1.) Veranlassung gehabt haben, zu wünschen, daß ihnen das Schulmonopol für Lüneburg verliehen wurde: das setzt voraus, daß Strebungen nach entgegengesetzter Richtung vorhanden waren; 2.) den Wunsch gehabt haben, die Sache geheim zu halten: das setzt voraus, daß die Strebungen gegen den Schulzwang auf St. Michael von beachtenswerter Stärke waren, und 3.) die Mönche müssen den Alleinbesitz der Schule für ein sehr wertvolles Recht und Eigentum angesehen haben. Ausdrücklich genannt werden diese Gesichtspunkte nicht, aber wir können ihre Grundlagen ahnen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie damals die politischen Verhältnisse lagen.

Lüneburg war eine Handelsstadt: wenn in früheren Zeiten ein Trinkspruch auf die Stadt

ausgebracht wurde, pflegte es stets in Anlehnung an die 3 lateinischen Worte zu geschehen, die die Grundlage des Reichtums und der Macht der Stadt aussprachen: *propter montem, pontem, fontem*, der Burg auf dem Kalkberg, der alten Brücke über die Ilmenau und der Salzquelle. Nach dem Fall von Bardewik war der Reichtum ständig gestiegen; desto mehr machte sich das Bedürfnis geltend, von der Herrschaft der Territorialherren eximiert zu sein. Denn die drückte, besonders durch die Unregelmäßigkeit der Belastung sehr: je nach Bedürfnis mußte die Stadt eintreten für die Schuldenlast, welche die ewigen Fehden den Landesherren zugezogen hatten, und dabei waren Handel und Verkehr nie vor außergewöhnlichen Belastungen sicher. So hing das materielle Gedeihen der Stadt durchaus davon ab, daß sie in den Besitz wichtiger Hoheitsrechte kam, die auf dem Wege zu politischer Befreiung und Selbstständigkeit lagen. Kein Wunder deshalb, daß je größer der Reichtum wurde, desto mehr die Bürgerschaft ausschaute nach Gelegenheit, sich von der weltlichen Herrschaft so weit wie irgend möglich zu lösen. Der Wunsch schief nicht ein, obgleich die Welfen stets städtefreundlich waren. Und es bot sich im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts eine passende Gelegenheit. Die Art wie vor 550 Jahren Rat und Bürgerschaft der Stadt die für sie günstige allgemeine politische Situation auszunutzen wußten, wie sie in mehr als 30jährigen schweren Kämpfen das Schiffelein der politischen Selbstständigkeit durch alle Fährnisse hindurchzulenken wußten, verdient auch heute noch Bewunderung. Die Gründung der Schule ist mit diesen Dingen verknüpft.

Im November des Jahres 1369 war der Herzog Wilhelm gestorben, von dessen Schenkung an das Michaelis-Kloster ich vorhin sprach.

Da er keine Söhne besaß, entspann sich um den Besitz des Landes ein heftiger Streit: die Welfen erhoben von Braunschweig aus ihren Anspruch durch Herzog Magnus; ihm gegenüber stand die Tochter des verstorbenen Herzogs, deren Ansprüche der Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg vertrat. Auf die Haltung Lüneburgs, als der volk- und geldreichsten Stadt, kam vieles an: Sie entschied sich aus alter Anhänglichkeit für den Herzog Magnus, freilich nicht ohne ihre günstige Lage zur Erlangung gewichtiger Rechte auszunutzen, die alle Hemmnisse, die dem Handel drohen konnten, beseitigen sollten. Aber den Herzog reute bald, was er versprochen. Sobald er sicher in der Macht war, nahm er seine Zusage zurück und baute die Burg auf dem Kalkberg zur

drohenden Feste gegen die Stadt aus. Kloster und Kirche von St. Michael wurden in die gegen die Stadt gerichteten Befestigungen einbezogen.

Da die Freiheit der Stadt jetzt mehr beschränkt war als je vorher, so beschloß die Stadtregierung die Partei zu wechseln. Der Herzog Magnus stand in des Reiches Acht, denn der Kaiser hatte die Ansprüche des Sachsenherzogs anerkannt. Das benutzte man, um den Abfall moralisch zu motivieren. Und am Abend vor dem Feste von Mariae Lichtmeß (Febr. 1. 1371) entledigte man sich des Gegners. Als Frauen verkleidet, hatten sich, die Schwerter unter den weiten Mänteln, junge Bürger bis an das innere Burgtor geschlichen. Sie stachen den Torwächter nieder und ehe die Besatzung der Burg zur Besinnung kam, war die Burg in der Hand der Bürger; der Herzog weilte in Celle. Auf die Absage der Stadt hin schickte er Entsatz, doch der kam zu spät. Mit Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg hatte man sich vorher geeinigt: die Stadt sollte für ihren Beistand das Recht haben, die Burg zu schleifen und fast ganz selbständig zu werden; auch das Kloster und mit ihm die Schule mußte fallen; freilich war die Stadt die Verpflichtung eingegangen, beides auf eigne Kosten innerhalb des Mauerringes der Stadt neu zu errichten.

Es ist klar, daß die Stadt sich den unauslöschlichen Zorn des welfischen Herzogs zugezogen hatte, aber auch den des Michaelisklosters, nicht nur weil dies mit den welfischen Herzögen ging. Wegen der Niederlegung des Klosters traf sie der Bann, und wenn der auch von ihr genommen wurde, sobald der Wiederaufbau begann, so ist doch natürlich, daß das Verhältnis ein gespanntes war und zunächst blieb. Woran den Bürgern am meisten lag, lehrt die Tatsache, daß von den Neubauten, zu denen sie verpflichtet waren, der erste die Schule war. Erst 10 Jahre später — 1388 — war das Kloster fertig, viel später die Michaeliskirche. Doch wird sich die Feindseligkeit des Klosters nicht zu deutlich ausgesprochen haben, denn solange der Bau währte, war das Kloster auf die Hülfe der Stadt angewiesen. So mögen die Kinder der Stadt nach wie vor die Schule bei St. Michael besucht haben; aber daß es nicht ohne Unzufriedenheit geschah, lehrt eine andere Tatsache, die zugleich auch dem Michaeliskloster Gelegenheit bot, ihre Feindseligkeit auf scheinbar neutralem Gebiet zu betätigen.

4 Jahre nach Eröffnung der neuen Schule berief die Stadt — 1382 — die Mönche — Prämonstratenser — von Heiligenthal in die Stadt und baute ihnen am Berge, wo jetzt das älteste Haus

Lüneburgs steht, Konvent und Kirche. Zugleich gründete der Propst Otto eine Schule, und zwar nicht nur für Klerikale, sondern auch für Externe, für Stadtkinder, die auch gleich besucht wurde. Da griffen die Benediktiner von St. Michael zu: das Einrücken der Prämonstratenser war ihrem Interesse entgegen gewesen; jetzt zogen sie das Recht von 1353, wonach ihnen das Schulmonopol bewilligt war, hervor und stritten im geistlichen Rechtsverfahren gegen den Propst von Heilighenthal d. h. mittelbar gegen die Stadt. Erst kam die Sache vor heimische Instanzen, dann nach Rom und überall unterlagen die Heilighenthaler: der Papst anerkannte die Bewilligung von 1353 als zu recht bestehend, und wenn auch die Stadt bis zu besonderer Botschaft nach Rom sich entschloß und wenn sie auch Gründe der Vernunft genug gegen jenes Testament anführte, sie vermochte kein Recht zu erhalten.

Nicht ohne Einfluß auf den Verlauf dieses Prozesses war die Entwicklung, die der Erbfolgestreit genommen hatte. Die streitenden Familien hatten sich nach heftigster Bekämpfung geeinigt und die Sachsen hatten die Herrschaft über das Fürstentum Lüneburg den welfischen Herzögen eingeräumt, freilich unter Anerkennung der nach der Ursulanacht errungenen Vorteile. Aber auf Gunst von seiten der Welfen konnte man nicht rechnen, was besonders ins Gewicht fiel, da ein jüngerer Bruder der Welfenherzöge als Bischof von Verden geistlicher Herr des Fürstentums Lüneburg war. So mußte die Stadt den Versuch, durch den Heilighenthaler Propst seine Schulansprüche durchzusetzen, als mißlungen ansehen, obschon Kraft und Gold genug vertan waren. Aber bald bot sich eine andere Gelegenheit, sich von dem Monopol der Benediktiner zu befreien.

Am 15. März 1401 hatte der Papst die Verlegung des Bistums Verden nach Lüneburg verfügt, wo dann die Johanniskirche Kathedrale werden sollte. Das lag durchaus im Interesse päpstlich-kirchlicher Machterhöhung, aber we-

der in dem der Stadt, die von dem einziehenden Bischof eine Gefährdung der eben erfochtenen Freiheiten befürchten mußte, noch auch der welfischen Herzöge, deren Hoffnung je wieder wie früher Herren der Stadt zu werden, in unabsehbare Ferne gerückt wurde, wenn der Bischof nach Lüneburg übersiedelte. So führte gemeinsamer Gegensatz gegen den päpstlichen Plan die feindlichen Gegner zusammen.

Die Herzöge erklärten sich bereit, Lüneburg zu unterstützen, wenn es versuchen wolle, anstatt des Bischofs von Verden das Patronat über die Johanniskirche zu erwerben, denn damit verlor der Bischof den einzigen Stützpunkt, den er in der Stadt besaß. Und das Michaelis-Kloster mußte der Politik seiner Gönner folgen.

Die Übertragung der Johanniskirche an die Stadt wurde durchgesetzt und die Einigung über die Schulfrage der Entscheidung eines Schiedsgerichtshofes übertragen.

So war nach 30jährigem Kampfe im Grundsatz die Frage entschieden, wenn auch die gegenseitige Erbitterung noch nachzuckte und nicht gleich zu friedlicher Einigung zu kommen gestattete. Am 15. September des Jahres 1406 versammelte sich an einem Mittwoch vor dem Rate der Stadt die Mitglieder des Schiedsgerichts zugleich mit Vertretern des Michaelisklosters und des Rates, und der Stadt wurde das Recht zugesprochen, angegliedert an die nunmehr städtische Kirche von St. Johannes eine städtische Schule zu begründen.

Das ist das Ende dieses denkwürdigen Streites; die Zustimmung der Herzöge, die ein Jahr später erfolgte, war Formsache.

Nunmehr gab es in Lüneburg zwei Schulen: die der Benediktiner, die Michaelisschule, und die des Johanneums.

Die Ritterakademie ist am 28. September 1850 eingegangen, das Johanneum blüht heute kräftig wie je vorher.

vivat, crescat, floreat in aeternum.